

Eine ungarische Hufarenhumoreske von Josef Waertl.

1.

Der Oberst des in einem slawisch-ungarischen Grenzdistrikt garnisonierenden 1ten Hufaren-Regiments hatte jenseits die telegraphische Nachricht erhalten, daß der Herr Brigadefeldkommandeur General Mösler am nächsten Abend zur Inspektion des Regiments eintreffen werde.

Diese Botschaft wirkte auf die im Kasino versammelten Offiziere gerade nicht in der erfreulichen Weise, denn dem alten Hufaren-General ging der Ruf voraus, daß er nicht nur ein sehr strenger, sondern auch ein sehr feindsamer Herr war. Er war noch einer von den alten Schulen, der sich unter Kadefli seine zahlreichen Narben in Italien geholt hatte, und dessen Meinung von der Wichtigkeit und Leistungsfähigkeit des Kavalleristen in sehr vielen Fällen von seinen Untergebenen — natürlich in aller Unterthänigkeit — angezweifelt wurde. General Mösler, ein silberhaariger Sechziger, aber dessen buschigen, weißem Schnurrbart ein Unikum von Nase in unerlässlichstem Weinblau thronte, ging nämlich von der Ansicht aus, daß zu einem guten Hufaren drei Dinge gehören, nämlich unerschütterliche Treue zu dem Kaiser, ein gutes Meiden und die Gabe des Trinken, denn im ersten und letzten erblickte er die Machtmittel, die dem Hufaren einig und allein nur Kraft und Muth zum zweiten verliehen.

Sein erster Blick galt bei seiner Ankunft in einer Garnison stets der Nase des Kommandeurs und deren seiner Offiziere. Waren sie „angeblaut“, dann überzog sein nachdenkliches Gesicht Antlitz stets das Zeichen der zufriedelichten Zufriedenheit, er war von vornherein überzeugt, daß ein Regiment, welches so schneidige Offiziere hatte, auch etwas ganz Außerordentliches im Dienst leisten würde. Wehe aber den armen Soldaten, die nicht so glückliche

sichtsvorrichtung zu besitzen! Sie konnten verflucht sein, sie taugten nichts, wenn sie auch noch so tüchtig waren, sie erhielten den Titel: „Schlappe Schwefelbunde im heiligen römischen Kaiserreich“ — und die Offiziere wußten, daß sie von dem alten Mösler nicht eben am besten „oben“ angekreidet wurden. Und die Aussicht auf das Vespere war es auch, was an jenem Abend die sonst so frohliche Tischgesellschaft im Offizierskafino zu X. mit bangen Besorgnissen erfüllte. Wohl trugen sie das Bewußtsein in der Brust, daß sie mit jedem anderen Regiment an Leistungen erfolgreich konkurrieren konnten, sie waren lauter bis zu den Schnurrbärten, die sie nach dem Muster ihres obersten Kriegsherrn trugen, aber eine blaue Nase, das Merkmal eines schneidigen Hufaren für den Brigadier, die besah nicht ein einziger, selbst der alte Oberst nicht, der schon seit einem Jahrzehnt tüchtig auf den Generalsstuhl wartete. Wohl waren sie keine Feinde des edlen Traubenblutes — aber Zeichen, dem Sinne des Papa Mösler nach, das konnten sie nicht, und deshalb ergänzten auch ihre Nasen in dem ungeschicklichen Weisheit der gewöhnlichen Menschlichkeit.

„Was thun?“ fragte der Oberst, welcher bereits im Geiste den bekannten blauen Brief vor sich sah, und blühte ratlos auf seine Kameraden.

„Zeremete!“ rief plötzlich ein kleiner Oberleutnant, indem er aufsprang und wie ein feierlicher Heiliger die Verammlung überblickte. „Hob ich ein Mittel, wenn Herr Oberst erlaubt.“

„Naus mit ihm! Sprechen! Ich will man von allen Seiten, und Jeder sah mit ängstlicher Spannung auf den Rettungengel.“

„Nüssen wir eben haben auch blaue Nasen“ — rief der Oberleutnant, im Bewußtsein, den weisen Columbus übertrifft zu haben.

„Wo hernehmen!“ bemerkte der Oberst, ärgerlich darüber, daß der schlaue Rathgeber zu so erster Stunde noch schlechte Witze rief. „Wollen Sie sich vielleicht eine über Nacht wachsen lassen?“

„Ja, zu Befehl. Das heißt nicht wachsen, aber moien werd' ich mir eine, und der General soll nicht wissen, ob sie aus Forbe oder Rotur.“

„Sie sind wohl toll?“ meinte sein Rittmeister. „Denken Sie denn, der Brigadier ist blind, oder daß wir uns zu diesem gewagten Scherz begeben werden?“

„Ober hergeben müssen!“ bemerkte der Oberleutnant mit Nachdruck. „Was ist besser, eine kleine Fälschung von Rotur, wie sie so die Damen alle betreiben, oder eine schlechte Zensur nach oben. Werden sehen, ich werde moien eine Probe mit mir. Hob' ich zu Hause für meine Pöbelmollerei eine ganz ausgerechnete Forb“, die ist so gut wie echt. Adies, ich laufe, um mich anzublauen.“

Kopfschüttelnd sahen die Besorgten dem alle Zeit zu schlechten Witz aufgelegten Offizier nach.

„Ein großes Waanik wäre so eine harmlose Nachhilfe höchlich nicht, da der General nicht gut fecht.“ bemerkte einer der Herren, der bereits mit dem Gedanken des Oberleutnants sympathisire: „Aber die Leute,“ schloß er, „die Leute?“

# Der Sonntagsgast.

Jahrgang 20.

Beilage zum Rebraska Staats-Anzeiger.

No. 19.

„Was gehen uns die Leute an?“ fragte ein Anderer. „Eine gute Kritik ist uns die Hauptsache.“

Während die Herren noch im Weiteren das Für und Wider zu dem Vorschlag des Oberleutnants erörterten, trat dieser wieder in das Zimmer und präsentirte sich dem Oberst mit einer so kunstvoll angeblauten Nase, daß dem gestrengen Kommandeur ein lautes „Ah!“ der Verwunderung entwich.

„Großartig, nicht zu unterschätzen, ob Kunst oder Natur!“ ging es im Kreise herum, und der Erfolg dieses Kunststückes war der, daß sich einige der Herren sofort bereit erklärten, sich zur Probe auch „anblauen“ zu lassen.

„Kann gleich gemocht werden!“ meinte der Künstler. „Hob' ich Forbe mitgebracht, weil ich weiß, daß mein Mittel wird acceptirt werden müssen.“

„Und wegen das Sausen werd' ich auch machen,“ versicherte der Oberleutnant. „Wir müssen Wein untrige mit Wasser und können so oltes Papa Mösler unter Tisch trinken.“

„Bravo, Kamerad, Sie sind ein Prachtstück,“ rief der Oberst erleichtert aufathmend.

So wurde denn abgemacht, daß Punkt fünf Uhr die Herren sich zur Nasenmalerei im Kasino einzufinden hätten, der Oberst und die fünf Rittmeister in erster Reihe, da sie den General auf dem Bahnhof zu empfangen hatten.

Es war um die zehnte Abendstunde, als der Kommandeur mit den Schwadronschefs auf dem Perron der Ginfahrtshalle erschien. Bewundert blickten der Bahnhofsinspektor, die Beamten und das weinge Publitum auf die im Paradeanzug auf und nieder promentirenden Offiziere und schüttelten den Kopf, erkann darüber, daß sie es erst heute bemerken, daß die Herren mit Nasen behaftet waren, die nur zu deutlich die Vorliebe für den echten Zosager verriethen.

Die Offiziere schienen die ihnen werdende Bewunderung gar nicht zu bemerken, nur der Oberst, dessen Nase noch obendrein mit einigen Pöfennarben versehen worden war, und dessen Wangen in der Nähe des herrlich angeblauten Gesichtsvorhangs ebenfalls eine blaue Schattirung erhalten hatten, sah mitunter neugierig auf die Uhr, gleichsam als könnte er die Minute nicht erwarten, die den hohen Vorgesetzten bringen mußte.

Endlich wurden die Ginfahrt der Lokomotive sichtbar, der Zug dampfte in die Halle, und das edle schneidige Antlitz des Papa Mösler erschien am Coupéfenster.

Mit noch jugendlicher Lebhaftigkeit sprang er darauf aus dem Wagen und empfing, formell mit der Hand salutirend, die Meldung des Obersten.

Seine finstere Miene hellte sich aber sichtlich auf, als er näher an den Kommandeur herangekommen war und einen forschenden Blick auf dessen Gesicht geworfen hatte.

Freundlich lächelnd reichte er ihm die Hand. „Scheinen schneidiges Regiment zu führen,“ sagte er. „Bitte, mich den Herrn Schwadronschefs vorzustellen.“

Ein „Ah!“ des Staunens entfuhr ihm, als die Herren vor ihm standen und er sie einzeln gemüthet. „So viel Schneidigkeit hatte er, seit er Brigadier war, noch bei seinem Regiment gefunden.“

„Wie gesagt — sehr erfreut —“ murmelte er in gerechter Verwunderung, auch den Rittmeistern die Hand reichend. „Muss ein herrliches Regiment sein, das Sie führen, liebe Kameraden.“

„Wir glauben den Herrn General hoffentlich zufrieden zu stellen.“ versetzte der Oberst mit einiger Bellemmung, auch der vorige Herr Brigadier hatte an uns nichts anzufügen, als daß wir hier uns etwas mehr mit Wachus befreunden, als er es für nöthig hielt.“

„Der General jagend war ein guter Mann, aber kein Hufar,“ meinte der Brigadier geringschätzend. „Ich habe eine andere Meinung: Der edle Wein giebt Kraft und Schneidigkeit, und wer ihm abhold ist, ist kein Soldat.“

Zwanzig Minuten später führte der Posten vor dem Kasino an der Kaserne, in welcher sich auch das Kasino befand, ein schmetternes „Wade raus!“

Der General war angekommen und wurde sofort nach dem Bankettsaal geführt, wo seiner die „angeblauten“ Offiziere in Paradeuniform harrten.

Sprachlos vor freudigem Erstaunen stand der kleine Brigadier inmitten des Kreises. Jeder der Offiziere hatte seine „blaue“, und ganz vorwärtsmäßig, in mehr oder minderen Grade, je nach dem Dienstalter, sogar bei dem neunzehnjährigen Junker zeigten sich schon die Anfänge der zukünftigen Tüchtigkeit im Dienst.

„Gratulire, Herr Oberst, gratulire,“ fragte der General vor Bönne förmlich auf, als die Vorstellung zu Ende war.

„Ich beneide Sie um Ihre Offiziere, die jedem Garde-Regiment zur Ehre gereichen würden. Ein Regiment, das von solchen Herren geführt wird, muß tadellos sein bis auf den letzten Mann und Pferdehufe.“

Und nun begann das Bankett, und der Verlauf desselben brachte für Papa Mösler eine lange Reihe freundlicher Ueberrassungen.

So wie viele Offiziere tranken, hatte er noch nie trinken sehen. Ihre Reble schienen unerschütterlich. Und was für eine Parle hatten sie auf den Tisch gebracht! Der General, der schon gar Manchen unter den Tisch getrunken mußte heute schließlich zurückbleiben, um nicht betäubt zu werden. Erst spät nach Rittersnacht war die Kneiperi zu Ende, und in etwas schwankendem Zustande schritt der General nach dem Wagen, der ihn in sein Hotel bringen sollte.

Die ganze Stadt war in Aufregung, und alles was Beine hatte, eilte nach der Hufarenkaserne, wo bereits das Regiment in Reich und Glüd zu Pferde hielt.

So etwas war noch nicht dagewesen. War das Kasterade, oder waren lämmliche Einmünder bisher blind gewesen? Die guten, bisher soliden Offiziere hatten alle Zensuren!

Die Familien, in denen sie bisher zum Austausch schöngeistiger Gedanken verkehrten, waren konfornirt, und gar manche Wad, die sich in einen der hübschen Leutnants verliebt hatte, meinte heisse Thränen über den Fallchen, der sie mit Zusage und sonstigen Kunstmitteln über die wahre Farbe seiner Nase hinweggelächelt.

Ja heute, wo der General zur Disposition gekommen war, heulte mußte die Krieg der Offiziere, die Disposition hatte es an dem Tag gebracht, daß das gesamte Offizierskorps sich dem heimlichen Trunk ergeben hatte.

So dachte gar manche Mutter — und dieselbe Ansicht hatten auch die Soldaten, denen für jede lächerliche Miene, die sie etwa beim Anglid ihrer „angeblauten“ Offiziere verzeihen würden, zehn Tage „Kasten“ versprochen worden war.

Endlich erklärten der General. Mit etwas trübem Augen ritt der Gestränge die Front ab, und so oft er einen alten Wachmeister sah, dessen Nase pflichtschuldigst in dem geliebten Blau erglänzte, hielt er an, fragte ihn nach Name und Dienstalter und nannte ihn „alter Kamerad.“

Das Regiment, werde wie Mannschafft geradezu musterhaft! — wandte er sich zu seinem Adjutanten, welcher erst am frühen Morgen eingetroffen war. Dann aber befiel er den Adjutanten nach dem Gerzierplatz.

Mit klingendem Spiel rückte das Regiment durch die Straßen. Die Jungen, Männer und Frauen jubelten und schrien, sobald sie einer blauen Nase ansichtig wurden; alle Fenster waren besetzt, der Marsch des Regiments fand unter einem Jubel statt, wie man ihn bisher in dem kleinen Städtchen noch nie erlebt hatte.

Papa Mösler war weit entfernt, den wahren Grund dieser strömenden Begeisterung zu ahnen. „Herrlich, großartig, dieses Einvernehmen der Bevölkerung mit dem Militär,“ murmelte er. „Herr Oberst, ich beglückwünsche Sie, ich beneide Sie um das Glüd, an der Spitze dieses Regiments zu stehen.“

Der Kommandeur sammelte kaum bemerkbare Worte der konventionellen Höflichkeit.

Man erreichte den Gerzierplatz, und die Lebungen begannen.

Wie nicht anders möglich, ersteteten sie das unbeschränkte Lob des Generals, der dem Adjutanten heilig versicherte, noch nie ein so schneidiges und herrliches Regiment gesehen zu haben. Die „angeblauten“ Offiziere athmeten auf, das Schlammste war darüber, nur noch wenige Stunden, und sie konnten ihre Nase wieder abgeben, die der alte Papa Mösler für Rotur gehalten.

„Doch mit des Gesichtes Mächten, ist kein ew'ger Bund zu fesseln, und das Unglück schreitet schnell.“ — fingt Schilfer, und so sollte es auch den waderen Hufaren ergeben.

Jupiter Pluvius schienen die blauen Nasen geüret zu haben. Es fing an zu regnen. Borek ganz vereinzelt, aber gar bald in Strömen, und mit Entsetzen bemerkten jetzt die „angeblauten“ Schlaumeier, daß ihre Kunst „Wasser laufen“ ging und das berühmte Blau anfing, sich in Wohlgefallen aufzulösen und auf Lippen, Schnurrbart und Rinn herabzutropfen.

„Zeremete, hilf mos helfen mog,“

fluchte der Künstler angefaßt der Bezeichnung, die seinen „unsterblichen“ Werken durch des Himmels Lide geworden.

Mit der Spitze des Degens hob er eine Portion Schlamm vom Erdboden auf und schmierte sich diesen ins Gesicht auf die Nase. „Wochen's auch so, Herr Oberst,“ rief er dem Kommandeur zu. „Dreck ist sich immer besser, wie schlechte Zensur.“

In Ermangelung eines Besseren konnte der Kommandeur nicht obdun, diesem Beispiel zu folgen, und alsbald hatten sämmtliche angeblauten Offiziere ihre „Ehre“ mittels einiger Jinger Lehm gerettet.

Zu ihrem Glüd sollte dieser Ausweg von Papa Mösler gar nicht bemerkt werden.

Da der Regen immer dichter fielt, befiel der General „Regiment einrücken!“ er selbst aber sprengte mit seinem Adjutanten voraus, um sich ins Trockene zu bringen.

Ein Seufzer der Erleichterung entstieg den Herzen der Offiziere. Man waren sie gerettet. Wenn sie erst in der Stadt waren, hatten sie ja Zeit, den Schaden bis zum Diner wieder zu repariren, und Papa Mösler konnte dann nicht ahnen, ob das „Blau“ ihrer Nasen im Regenstrom gelitten hatte oder nicht.

Der Einmarsch durch die Straßen der Stadt vollzog sich trotz des stromenden Regens unter demselben Gejohle der Begeisterung wie der Anmarsch.

Es war ein reines Spiegeleben durch eine Gasse von Gassen, welche sich herandrängten, um sich über die beschnittenen Gesichter der Herren Offiziere zu ver wundern.

Endlich kam man auf dem Kasernehofe angelangt, und die Offiziere verschwanden auf das schnellste in den Räumen des verwichenen Kafinos, wo der Leutnant sofort wieder seine Thätigkeit an den Nasen seiner untergebenen umgeliederten Kameraden begann.

Eine halbe Stunde genügte, um die „verwässerte“ Schneidigkeit wieder herauszuholen, und als bald darauf der General erschien, prangten die Gesichtsvorbrünge schon denn zuvor in dem von ihm so geliebten Traubenblau.

„Bruderberg,“ sagte der General weinlich zu dem Oberst, als ihm dieser beim Abschied in den Wagen half, „ich habe es versprochen, daß ich es melden werde, wie prächtig sich Ihr Regiment gehalten hat. Ich bin hochzufrieden und hochbefriedigt von der Haltung Ihrer Offiziere, aber eins ist mir aufgefallen, und Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich es sage, mich dünkt, Ihre Offiziere sind fürchterlich eitel. So oft ich einer die Nase schnuzte, ging er zum Spiegel, gleich als wollte er nachsehen, ob ihm nicht irgendwo eine Weinader geplatzt sei. Das, mein Lieber, ist ein kleiner Fehler, und den müssen sich die Herren abgemöhnen. Das war das Einzige, was ich an Ihrem Regiment anzufügen hätte. Adieu!“

## Rigoletto.

Von Michael Garrison.

Das Scalatheater hatte damals eine glänzende Saison. Die Sänger waren brillant, die Opern gefielen so sehr, daß man mit einer hätte auskommen können, wären nicht fünf verschiedene gewesen, der Impresario verteilte also vollauf zu freuden sein und hätte weder eines Gastes noch sonst einer Sentation bedurft, wenn ... wenn nicht ein Brief gekommen wäre, der ihm einen Gast unter ganz festsamen Bedingungen anbot, unter Bedingungen, die an und für sich schon eine Sentation gewesen wären, selbst wenn der Gast gar nichts getaugt hätte.

Der Brief trug so ein Ding von einem Siegel und aus dem Siegel entnahm man, daß das Schreiben aus dem Bureau der italienischen Gesandtschaft aus Madrid komme.

„Zeus! Hinein! Von der Gesandtschaft, nein, mehr noch, von dem Gesandten selber. Denn dieser schrieb: „Sie würden mir einen großen Dienst erweisen, wenn Sie meine oder vielmehr die Bitte eines hochangesehenen Landmannes von mir erfüllen würden. Es handelt sich um einen Mann von ganz außerordentlichen künstlerischen Fähigkeiten. Ein glänzender Sänger und Schauspieler, wünscht er vor ein Publikum zu treten, das ihn nicht seiner Persönlichkeit nach beurtheilt, sondern lediglich nur nach seinen künstlerischen Leistungen, unbelümmert um den Rang und die Stellung, die er sonst in der Gesellschaft einnimmt.“

Sollten Sie bereit sein, ihm zu einem Debut zu verhelfen, stellt er nur drei Bedingungen. Die erste ist die, daß er als „Rigoletto“ auftritt, die zweite die,

daß er keiner Probe beiwohnen braucht, weil er das nicht für nöthig hält; die dritte die, daß er von Niemandem vor seinem Auftreten gesehen wird, selbst von Ihnen nicht.“

Der Generalprobe mochte er ungegeben in einer Loge beiwohnen, um sich mit dem Tempi bekannt zu machen, in denen der Orchesterchef das Orchester leitete.

Wenn Sie diese Bedingungen annehmen, wird mein Schutzbefohlener rechtzeitig in Mailand erscheinen. Natürlich verlangt er keinen klingenden Lohn, er dürft nur nach dem Ruhme, ihn löst nur die Palme des Sängers.“

So weit der Brief. Natürlich nahm der Impresario die Bedingungen sofort an. Die Zeitungen bemächtigten sich der Sache. Man rief hin und her, wer der Geheimnißvolle sein könne, dessen Theatername in capitalen Lettern auf den Affischen schon stand: „Riganti.“ Ein selbstnamer Name: „Thranen.“

Verborgt sich nicht auch dahinter ein Komman? Erklärte nicht dieser Name allein schon die Geschichte des Mannes? Und ein wahrer Legendentheil schloßte sich noch vor dem Debut um diesen interessanten, außergewöhnlichen Debutanten.

Das Interesse wuchs von Tag zu Tag mehr, je näher der Tag der Aufführung heranrückte. Die Affischen waren schon alle längst im Vorverkauf weg, zu ganz fabelhaften, ganz außergewöhnlichen Preisen, wie man sie sonst nur für die Parthe gab. Die Generalprobe fand statt. Man bestimmte den Impresario, den Logenschiefer, Alles, Alles zu sagen, was sie wußten. Allein keiner wußte was.

Ein Diener war gekommen, hatte sich die Loge besesehen, hatte dafür gesorgt, daß kein Neugieriger da war, kein Neugieriger, Niemand, dann war der Gast gekommen, ungegesehen von Jedem, und so war er auch gegangen.

Die Ungeduld des Publitums erreichte durch all das Geheimnißvolle beinahe den Fiebergrad des Paroxysmus. Am Abend der Vorstellung in dem überfüllten Theater jene Unruhe, die großen Ereignissen stets voranzugehen pflegt. Eine große Unruhe, die auch die Sänger auf der Bühne da auch, die Musiker im Orchestertraume unten theilten.

Und nun — nun trat er auf. Vom ersten Ton, von der ersten Stelle an grohte man: ja, man stand hier einem großen Künstler gegenüber, und das Publitum brach in eine spontane Beifallszene aus.

Es war ein Triumph, wie ihn die Annalen der Theater nur selten verzeichnen.

„Herrlich,“ sagte man sich. „Großartig.“ Nach nie wurde der kleine, verträpelt Kar so realistisch, so glänzend und veredelt wie hier. Nach nie erschien der Kar so abföhend in seiner verzerrten Erscheinung, noch nie so groß, so ergreifend in seinem feierlichen Weh. So, ja nur so konnte der Dichter seinen unglücklichen Helden sich gedacht haben.

Und der Beifall des Publitums wurde zum Orkan. Zehn, fünfzehn, zwanzig Mal mußte der Künstler vor der Kampe erscheinen, und „Riganti! Riganti!“ rief die Menge immer wieder und wieder.

Die Habitus drängten auf die Bühne. Drängten zur Gardrobe des Künstlers und — fanden verschlossene Thüren.

Nach der Vorstellung wartete das Publitum am Bühnenausgang zu hundertern, zu Tausenden, um den Künstler zu sehen, ihm eine Ovation zu bereiten. Aber er kam nicht. Er war längst durch einen anderen Ausgang schon fort.

Am andern Morgen konstatirtem alle Blätter den großen, den geradezu einzig dastehenden Triumph. Der Mann muß der Kunst, muß der Bühne erhalten bleiben!

Der Impresario aber erhielt folgenden Brief:

„Mein Herr! Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig und Ihnen heißen, innigen Dank. Sie haben mir die größte Freude den größten Schmerz meines Lebens bereitet. Wehalb? Ich will es Ihnen sagen.“

„Ich habe immer davon geträumt, mich auch in der Kunst einen Namen zu machen. Der Name, den ich ererbt, genügt mir nicht, so glänzend er auch ist. Die Natur gab mir nach einer Seite hin die Mittel, ein Künstler zu sein: Die Seele des Künstlers, eine Stimme, wie sie Wenigen eigen, und das Talent. Nach der anderen Seite nahm sie mir Alles. Sie nahen mir die Möglichkeit, ein Künstler zu sein. Eine Rolle nur schuf der Meister, eine Rolle, die für mich paßte; den Rigoletto. Denn — Rigoletto bin ich. Mißgestaltet, verzerrt und vermachten wie er. Der Rigoletto von gehern war keine Nase, der Rigoletto war ich. Das erstarrt

„Mein Namen wohl auch, den Namen, den ich gewöhlt.“

„Damit war das Geheimniß gelöst. Wer aber der bewachte Jüngling mit der großen Seele, der großen Stimme, dem großen Können sonst war, das hat Niemand erfahren.“

### Das mißglückte Hurrah.

Von der Parade in Rassel am 15. v. M. erzählt die „Befehlg.“ folgendes weitere Stüchlein: Die Truppen hatten im offenen Biered den königlichen Schloße gegenüber Paradeaufstellung genommen, während der Kaiser noch im Thronsaale der Föhnemangelung beimohnte. Den Truppen war von den Offizieren bekannt gemacht worden, wenn der vor der Front zu Pferde haltende Brigadefeldkommandeur die Säbelklinge über seinem Haupte schwingen werde, so sei dies ein Zeichen, daß der Kaiser vom Schloße herannahe und die Leute Hurrah rufen müssen. Die Mannschaften sollten deshalb das Auge unverwandt auf den Brigadefeldkommandeur gerichtet halten. Die Disposition war getroffen und die Leute gaben sich alle Mühe, den Befehl buchstäblich wie möglich auszuführen. Alles würde auch vortreflich „gellappi“ haben, wenn nicht ein leser Kolobd dem etwas kurzschichtigen Herrn Brigade-Kommandeur einen schlimmen Streich gespielt hätte. Er hielt nämlich den aus der Richtung des Schloßes herangepengten Flügeladjutanten für den Kaiser selbst und ließ sofort die Säbelllinge einige Dutzend Male piefend um sein Haupt kreisen. Die Truppen begannen sofort mit dem Hurrahren, das sich mit den Klängen des „Heil Dir im Siegetranz“ donnerglüd von Regiment zu Regiment die ganze Paradeauffstellung entlang fortplante, sehr zum Entgehen des kurzschichtigen Offiziers, der inzwischen seinen Jerrthum erkannt hatte und nun aufs Neue mit der Säbelllinge in der Luft herumzuschwebeln begann, diesmal jedoch, um dem Hurrahren Einhalt zu thun. Allein die Leute hielten fest an ihrer Inkultion. Wenn der Herr General-Major mit dem Säbel mitle, mußte Hurrah erst in werden, war ihnen gesagt worden, und so schrien sie denn Hurrah, bis sie erschroth im Gesicht wurden. Je mehr der verzweifelte Brigadefeldkommandeur mit der Säbelllinge winkte, um so lauter und kräftiger schallte das Hurrah der Truppen, bis endlich der Kaiser selbst erschien, gerade noch rechtzeitig genug, um wenigstens noch einen kleinen Theil der an die Adresse des Flügeladjutanten gerichteten Kundgebung zu ernten.

### Hesculap auf Reisen.

Sie werden wirklich nicht alle, die — Leichtgläubigen. Ein ganz erstaunlicher Fall wird aus Paris berichtet. Da ließ jüngst ein Charlottan, der ein mit Goldblech ausgelegenes Fuhrwerk und ein hübsches Besingungsorkester zu seinen hervorragenden Besitzthümern zählte, seine abgetriebene Kofstante auf dem Marktplatz eines kleinen Ortes in der Nähe von Paris Halt machen. Weithin schallende Trommelwirbel und Trompetenhörten lösten etwa 40 bis 50 Gimpel männlichen wie weiblichen Geschlechts zum vielversprechenden Gesichte. „Meine Damen und Herren,“ sagte der Mann, „ich habe mich an dieser Stelle nicht eingefunden, um Ihnen Musikreisen oder Altköpaßa oder Sarcoplaten anzubieten, nein, der Grund meines Kommens ist, Ihnen die größte Errettungsschiff des Jahrhunderts, die Königsstrahlen, deren Erfinder ich bin, vorzuführen. Sie alle haben schon von meinen Strahlen gehört, durch die ich jegliche Krankheit zu heilen im Stande bin. Befindet sich also ein Kranker unter Ihnen, so mag er sich ohne Bedenken meiner Heilmethode anvertrauen!“ Auf diese verheißungsvolle Aufforderung hin erhielt der „Doktor“ Woolnoß — so nannte er sich — alsbald den Besuch der reichen Madame Dubouchet, die seit langem an einem schmerzhaften Uebel laborirte. „Sie thun Recht daran, Madame, sich in meine Behandlung zu begeben,“ meinte der sogenannte Doktor, „sobald ich meine X-Strahlen bei Ihnen in Anwendung bringe, wird Ihr Leben gehoben werden.“ Frohen Herzens ließ Madame Dubouchet den „Doktor“ gewähren, der sie vor einem photographischen Apparat posirte und nach Ablauf einer halben Stunde triumphiend zu ihr sprach: „Jetzt habe ich heraus, was Ihnen fehlt, Sie sind brüskelnd. Doch das bedeutet nicht viel, Sie brauchen nur diese Arznei zu nehmen, um wieder gesund wie ein Fisch im Wasser zu sein.“ Für diese seltsame Konfultation frich „Doktor“ Woolnoß 320 Franken ein und machte sich noch einem so günstigen Erfolge seiner Reize mit seinem Karne schleunigst aus dem Staube. — Als die arme Kranke auch nach mehreren Wochen keine Besserung ihres Zustandes verspürte, machte sie der Polizei von dem Schwindel Anzeige. Aber der Hesculap mit seinem vergoldeten Fuhrwerk war nicht mehr zu finden.

### Der Glückliche.

A: „Wer ist glücklicher, der Mann, der eine Million sein eigen nennt, oder der, den Gott mit sieben Töchtern gesegnet hat?“

B: „Nun, selbstverständlich der Millionär.“

A: „Durchaus nicht. Der Besitzer einer Million wünscht sich immer noch mehr, der Mann mit sieben Töchtern aber gar vollauf genug.“